



**Angela
Steidele**

Aufklärung

Ein Roman



Angela Steidele

AUFKLÄRUNG

Ein Roman

Insel Verlag

www.insel-verlag.de/steidele

Auf dieser Sonderseite finden Sie Links zu Einspielungen der im Text genannten Werke Bachs sowie zu einigen Buchtiteln.

Erste Auflage 2022

Originalausgabe

© Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin, 2022

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Designbüro Lübbecke, Naumann, Thoben, Köln

Umschlagabbildung: Louise d'Épinay, Pastell von Jean-Étienne Liotard, um 1759,

Musée d'Art et d'Histoire, Genf, Foto: André Held/akg-images, Berlin

Abbildung Vorsatzpapier: Contrapunctus II, aus *Die Kunst der Fuge* von Johann Sebastian Bach, Österreichische Nationalbibliothek, Wien

Abbildung Nachsatzpapier: Sprossenrad, Manuskriptseite von Gottfried Wilhelm Leibniz, Gottfried Wilhelm Leibniz Bibliothek –

Niedersächsische Landesbibliothek, Hannover

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-64340-1

www.insel-verlag.de

AUFKLÄRUNG. EIN ROMAN

Die Zeit, die ist ein sonderbar Ding. Wenn man so hinlebt, ist sie rein gar nichts. Aber dann auf einmal, da spürt man nichts als sie: Sie ist um uns herum, sie ist auch in uns drinnen. ... Manchmal hör' ich sie fließen unaufhaltsam. Manchmal steh' ich auf, mitten in der Nacht, und lass' die Uhren alle stehen. Allein, man muss sich auch vor ihr nicht fürchten.

Monolog der Marschallin,
Hugo von Hofmannsthal/Richard Strauss,
Der Rosenkavalier, 1911

Licht erhellt Papiere und Bücher auf einem Tisch, an dem sie liest und schreibt; ich verharre an der Tür. So sehe ich Luise manchmal vor mir. Zuweilen lächelte sie beim Denken, das weiß ich noch; aber ihre Gesichtszüge verblassen schon in meiner Erinnerung. Dabei ist es noch kein Dreivierteljahr her.

Im Zimmermannischen Kaffeehaus

Lichter scheint mir die Erinnerung an unsere erste Begegnung. Vor über achtundzwanzig Jahren war das, im Herbst 1734. Das Zimmermannische Kaffeehaus war gedrängt voll. Die wenigsten Gäste hatten einen Platz gefunden, alles schob und stieß sich, lachte und schwatzte durcheinander. Die Aufwärterinnen mussten ihre Ellenbogen einsetzen, um die Tablettts mit den dampfenden Kaffeetassen an die Tische zu bringen. Kienspäne leuchteten auf. O nein! Da stopften einige Herren doch tatsächlich ihre Tonpfeifchen. Und woher sollte ich gleich die Luft nehmen für meine Partie? Im Publikum entdeckte ich Lorenz Mizler, der damals bei uns in der Thomasschule ein und aus ging. Er fing meinen Blick auf und wandte sich an die Raucher. Unbeirrt von dem Getümmel saß mein Vater am Cembalo und schlug immer wieder denselben Ton für die drei Streicher und den Flötisten an. Als alles stimmte, fehlte Scheibe der Schuft.

Bernhard musste ihn vom Abort zerren. Endlich blitzte uns mein Vater an. Ein erster, energisch gegriffener Akkord, und Bernhard rief mehr, als dass er sang:

»Schweigt stille, plaudert nicht!«

Überrascht verstummten die Leute tatsächlich – und mein Bruder verstolperte glucksend fast seinen nächsten Einsatz. Ach, war das übermütige Musik. Herrn Schlendrian hörte man erst schwerfällig im Bass des Cembalos, bevor Scheibe nach vorne schlurfte. Er war natürlich viel zu jung für die Rolle als mein Vater, wir waren ja zusammen konfirmiert worden. Aber der eigentlich vorgesehene Sänger war unpässlich, und Adolph Scheibe hatte angeboten, die nicht leichte Partie in nur einem Tag einzustudieren. Anna Magdalena hatte ihm dabei geholfen, da Scheibe großen Respekt, man könnte sagen Angst vor meinem Vater hatte. Während des Vorspiels zu seiner Arie seufzte und stöhnte er hörbar. Das Publikum schmunzelte, im Glauben, er brumme, wie die Rolle von ihm verlangte, *wie ein Zeidelbär*. Unmerklich gab ihm Anna Magdalena aus der ersten Reihe mit dem Kinn seinen Einsatz.

»Hat man nicht mit seinen Kindern hundert-ta-ha-ha-ha-hausend Hudelei?«

Schon bei seiner ersten Koloratur fingen die Gäste laut an zu lachen. Anna Magdalena hatte Scheibe ein Kissen vor den Bauch gebunden und ihm einen alten, in der Stadt gut bekannten Rock ihres Mannes angezogen. Das Publikum ergötzte sich am Scherz des Kapellmeisters auf eigene Kosten, stand er doch mit zweien seiner vielen Kinder auf der Bühne. Und gerade Bernhard war für allerlei Hudeleien bekannt. Er hatte damals – ach, ich höre Luise sagen: Bleib bei deiner angefangenen Geschichte. Also.

Während Scheibe sich durch immer vertracktere Koloraturen hudelte, musterte ich unauffällig die Reihen. Mizler, der keinen Hausmusikabend bei uns verpasste und mich oft am Klavier begleitete, sprach mir stumm Mut zu. Neben ihm saß eine junge, mir unbekannte Frau. Sie war nicht sonderlich schön, aber auch nicht hässlich, nicht zu dünn und nicht zu dick; ihr Kleid entsprach nicht der Mode, meines allerdings auch nicht. Im Nachhinein würde ich sagen: Es war ihr wacher Blick, der sie von anderen unterschied, Frauen wie Männern. Und dabei beseelte ihre Augen – ja, wie soll ich das beschreiben? Neugier und Skepsis gleichermaßen? Heiterkeit und Melancholie in einem? Ironie gepaart mit Lebenslust? Wahrscheinlich stelle ich mir heute, jetzt, nur vor, was ich damals zu erkennen glaubte. Es ist so schwer, sich in diese Zeit zu versetzen.

Offensichtlich hatte sie Scheibes heikle Lage schon begriffen. Amüsiert flogen ihre Blicke zwischen ihm und Anna Magdalena hin und her. Mein Vater drohte Scheibe zwar mehrfach mit dem Finger, weil er nicht auf sein Dirigat achtete, musste sich aber darauf verlassen, dass Anna Magdalena hinter seinem Rücken dafür sorgte, dass alles gut ging. (O Luise, jetzt habe ich in einem Satz zweimal ›dass‹ gebraucht.)

So selbstvergessen beobachtete ich die beobachtende Frau im Publikum, dass ich fast meinen eigenen Auftritt verpasst hätte. Mein Vater musste im Takt mit dem Fuß in meine Richtung stampfen, damit ich aufstand und mein Rezitativ sang: Dürfe ich nicht dreimal am Tag Kaffee trinken, würde ich

»ein verdorrtes Ziegenbrätchen«.

Die Frau im Publikum blinzelte mit den Wimpern, als bliese ein Windstoß sie an. Ich fühle noch heute, wie rot ich anlief. Doch während sich Traversflöte und Streicher zart umschmeichelten,

dachte ich, der werd ich's zeigen! Die wird sich wundern, wie schön ich singen kann!

»Ei! wie schmeckt der Coffee süße,

Lieblicher als tausend Küsse.«

Mein Vater hatte das voller Schalk komponiert. Mit gespielter Unschuld kostete ich auf *süße* die schmelzenden Cantilenen aus. Doch ich war ja nicht dumm und alt genug, um zu wissen – und mit hochgezogener Augenbraue wissen zu lassen –, dass die Tochter in der *Kaffeeekantate* nicht nur vom Kaffee träumt. Meine Stimme saß, und alles, selbst die großen Intervallsprünge und die zahlreichen Triller, flossen mir leicht aus der Kehle. Die Gäste lauschten hingerissen, sogar mein Vater schien zufrieden – nur jene Frau tuschelte hinter ihrem Fächer lebhaft, allerdings nicht mit Mizler, sondern mit dem Mann an ihrer anderen Seite. Lachte sie mich aus?

Scheibe bekam davon nichts mit. Angestachelt von den Rufen aus dem Publikum, wurde er in seiner nächsten Arie übermütig und warf mir feurige Blicke zu.

»Mädchen, die von harten Sinnen

Sind nicht leichte zu gewinnen.«

Damals, im Konfirmandenunterricht, hatten wir ein bisschen geäugelt. Aber ich hatte nichts zugelassen und Ewigkeiten nicht daran gedacht. Jetzt trieb er mich vor allen Leuten in die Enge. Was sollte das denn bloß? Das passte doch gar nicht zu seiner Rolle als mein Vater! Wie hatte ich mich auf diesen Auftritt gefreut, mein erster großer, und jetzt stand ich kreuzunglücklich auf der Bühne. Neben mir ein impertinenter Bassist und vor mir diese Frau, die sich über mich lustig machte. Als ich wieder dran war und sang

»Ach, ein Mann! Ach, ein Mann!

*Wahrlich, dieser steht mir an!
Wenn es sich doch balde fügte,
Dass ich endlich vor Coffee,
Eh ich noch zu Bette geh,
Einen wackern Liebsten kriegte!«,*

sprühete beißende Häme aus ihren Augen! Obwohl das Publikum tobte, die Studenten piffen, und gleich zweie ihre Mütze nach mir warfen, schämte ich mich in Grund und Boden.

Und als wäre alles nicht schon schlimm genug, stand mitten in unserem Schlussterzett auf einmal Herr Henrici wutschnaubend auf, ballte die Faust in Richtung meines Vaters und bahnte sich eine Schneise zum Ausgang. Bernhard, Scheibe und ich wären fast aus dem Takt geflogen, als die schwere Flügeltür des Kaffeehauses mit einem gewaltigen Rumms zuknallte. Jene Frau aber verfolgte das alles genau und machte sich im seitwärts getuschelten Gespräch bereits einen Reim darauf. Jetzt erst erkannte ich Professor Gottsched. Wie hatte ich so blind sein können? Sie musste die Danzigerin sein, die er gerade geheiratet hatte! Ihr war schon ein Ruf vorausgeeilt, hatte sie doch bei Breitkopf bereits zwei Bücher veröffentlicht. Die Damenwelt Leipzigs war daher hoch gespannt, was für ein Wundertier sich der Herr Professor da aus der Ostsee geangelt hatte. Sehr vertraut, ja verliebt steckten sie hinter ihrem Fächer die Köpfe zusammen.

Am Ende klatschten sie zu meiner großen Verwunderung begeistert, erhoben sich sogar, sodass sich mein Vater dankend in ihre Richtung verbeugen musste. Eigentlich sah sein grünblauer schlichter Rock kaum besser aus als der alte, den Scheibe trug. Warum ließ er sich nicht endlich einmal einen besseren schneiden? Sein Hemd war nur plissiert, kein Kragen, kein

Spitzentüchlein, nichts durfte seinen Hals einengen. Und die Perücke erst, die seinen Kopf wie eine Frauenhaube umgab und ihn behäbiger aussehen ließ, als er war. Schlecht gepudert war sie außerdem. Ich weiß noch, ich nahm mir vor, Elisabeth gehörig auszuschelten.

Ein Blick zu Anna Magdalena beruhigte mich. Sie war sitzen geblieben, schließlich gehörte sie als Frau des Kapellmeisters mit zur Truppe, und es wäre ungehörig gewesen, wenn sie mehr wie nur höflich applaudiert hätte. (Hach, als höflich, natürlich. Luise! Dass mir das immer noch passiert!) Jetzt lächelte sie mir zu. Wie oft schon hatte sie mir im Unterricht gesagt: Du musst singen, als gelte es dein Leben! Heute hatte ich sie zum ersten Mal verstanden.

Da hakte mich mein Vater unter und ging von der Bühne ausgerechnet zu der Unbekannten.

»Herr Kapellmeister, darf ich Ihnen meine Frau vorstellen.« Professor Gottsched strahlte über das ganze Gesicht. »Mme Gottschedin, jüngst gewesene Jungfer Luise Kulmus aus Danzig.«

Sie war so groß wie ich, gut geschnürt, das Dekolleté recht geizig ausgeschnitten. War sie etwas jünger als ich?

»Madame werden hoffentlich unser Leipzig als angenehmes Asyl empfinden«, sagte mein Vater in seinem verbindlichsten Ton. »Liegen wir auch nicht am Meer, so haben wir hier doch weitläufigen Verkehr mit der Welt und möchten nicht weniger genau wissen, was in ihr geschieht, als in Ihrer Heimat.«

Mme Gottschedin blinzelte, wie vorhin. »Lieschen wir ooch nischt am Määr«, hatte er gesagt. Sie überlegt bestimmt, wo der herkommt, dachte ich. »Ja, in Danzig ist man ebenfalls gut unterrichtet, was in der Welt so geschieht. So kennt, übt und

liebt man dort Ihre wundervolle *Clavier-Übung*, Herr Kapellmeister.«

»Ich habe mir erlaubt, Ihr Opus meiner jungen Freundin zu schicken, als ich noch nur hoffen durfte.« Gottsched deutete scherzhaft einen Diener an. »Sie, mein werter Herr, haben also gewissermaßen für mich geworben.«

Mein Vater dankte. »Und wie sind Madame mit den Stücken zurechtgekommen?« Er sagte ›Schdüggschen‹. Ich hörte das zum ersten Mal so, es war mir noch nie bewusst geworden. Ich sagte ja auch ›Schdüggschen‹.

»Ich muss ges-tenen, sie sind so schwer wie schön. Wenn ich sie zehnmal ges-pielt habe, komme ich mir immer noch wie eine Anfängerin darin vor.«

Wie? Sie hatte allen Ernstes ›ges-tenen‹ und ›ges-pielt‹ gesagt. Dass sie mit Papas *Clavier-Übung* nicht zurechtkam, freute mich, wie ich zu meiner Schande zugeben muss. Nur Friedemann, Carl und, schon mit Einschränkung, Anna Magdalena konnten sie so spielen wie er.

»Hatten Sie denn einen guten Lehrmeister?«

»Meine selige Mutter hat mich unterrichtet. Die Laute liegt mir vielleicht mehr.«

Mein Vater hob anerkennend die Augenbrauen.

»Vielleicht, weil die Stunde schon halb um ist, bevor das Ding gestimmt ist?« Gottsched grinste. Ich merkte, dass sie es so unhöflich fand wie ich: Weder er noch mein Vater hatten es für nötig befunden, uns einander vorzustellen.

»Nun ja, die neuartige wohltemperierte S-timmung des Klaviers erleichtert das Lernen schon sehr, nicht wahr? Ich habe das Buch des Herrn Werckmeister aus Halbers-tadt gelesen und –«

Anna Magdalena und Bernhard gesellten sich zu uns.

»Darf ich nun meinerseits vorstellen? Mme Gottschedin, das ist meine Frau, Mme Bachin, mein dritter Sohn Bernhard, und das hier ist meine älteste Tochter, Jungfer Catharina Dorothea.«

Na endlich.

»Ihr Gesang war bezaubernd.« Mme Gottschedin reichte mir die Hand. Ich wusste genau, was in ihrem Kopf vorging. Anna Magdalena konnte unmöglich meine Mutter sein, so jung, wie sie war, und auch vom Äußeren her. Ich sah ja mein ganzes Leben aus wie mein Vater in weiblicher Gestalt. Jetzt im Alter gleiche ich geradezu gespenstisch dem Porträt, das Herr Haußmann von ihm gemalt hat. Leider habe ich auch die Neigung zur Korpulenz von ihm geerbt, während Anna Magdalena von Natur aus hager war und sich kaum schnüren musste.

»Ja, sie schlägt nicht schlimm ein«, hörte ich meinen Vater sagen. Hatte er mich gemeint?

»Und Sie haben ebenfalls exzellent gesungen«, wandte sich Mme Gottschedin an Bernhard. »Kaum haben Sie angefangen, wurde es mucksmäuschens-till.«

»Hat der Dichter sehr gut gemacht, nicht? Wie wenn Herr Henrici die Situation vorhergesehen hätte.«

»Das war aber auch das Einzige«, versetzte unser Vater. »Und wo steckt eigentlich der Scheibe? Will Organist an der Thomaskirche werden und setzt auf der drei statt auf der zwei ein. Wenn der –«

Anna Magdalena warf ihm einen Blick zu und wandte sich an Mme Gottschedin. »Haben Sie sich denn schon gut eingerichtet?«

Komisch. Anna Magdalena sprach fast so, wie man schreibt. Das machte sie doch sonst nicht. Neben ihrem untersetzten

Mann wirkte sie überaus schmal, zumal sie größer war als er und einen nur wenig ausladenden Rock trug. Die Gottscheds gaben ein harmonischeres Paar ab, obwohl sie ein ähnlicher Altersabstand zu trennen schien. Der Professor war ein unglaublich großer und stattlicher Mensch. Ist er immer noch, obwohl er mittlerweile gebeugt geht. Er musste als junger Mann vor den Häschern fliehen, die Lange Kerls für den Soldatenkönig einfangen wollten. Er kam ein Jahr nach uns nach Leipzig und – aber von ihm wollte ich doch gar nicht erzählen.

»Möchten Sie uns nicht einmal –«, Mme Gottschedin unterbrach sich. Wahrscheinlich wusste sie nicht, ob es sich schickte, uns einzuladen. »Möchten Sie uns nicht verraten, welche geheimen Zeichen Sie dem Bassisten während der Aufführung gegeben haben?«

Anna Magdalena winkte ab. »Nichts Besonderes. Adolph Scheibe war so nett, die Rolle in nur einem Tag zu lernen, da habe ich ihm sicherheitshalber beigegeben.«

»So sind Sie auch eine Sängerin?«

»Meine Frau singt einen überaus sauberen Sopran! – Aber warum setzen wir uns nicht und lassen uns von Herrn Zimmermann den Durst löschen?« Mein Vater winkte dem Wirt und ließ sich mit einem Ächzen nieder.

Professor Gottsched nahm den Arm seiner Frau. »Dann wohl bekomm's und noch einmal schönen Dank für die gelungene Musik.«

Wir waren halt doch nur eine Musikantenfamilie.

»Vielleicht könnten Sie mir bei Gelegenheit eine S-tunde geben, Mme Bachin«, sagte Mme Gottschedin.

»Aber sicher, kommen Sie einfach mal vorbei. Die linke von den drei Haustüren der Thomasschule.«

Lorenz Mizler trat zu uns. Professor Gottsched stellte ihn seiner Frau vor. »Der junge Mann, der neben dir saß. Studiert bei mir. Wird bald promovieren. Ah, und das ist Christian Gottlieb Ludwig, der eigenhändig Löwen in Afrika gefangen hat. Und das hier ist« – den Namen verstand ich nicht, zu sehr überraschte mich der Blick, den er mir im Gehen zuwarf – »mein Alter Ego.«

Auf gut Deutsch

Nachdem Christian Friedrich Henrici das Portal des Zimmermannischen Kaffeehauses hinter sich zugeschlagen hatte, schickte er meinem Vater einen Zettel: Ihre Zusammenarbeit sei für immer beendet. Ich war darüber nicht unglücklich. Sein Pseudonym sagte ja alles. Mit einem schmierigen Kompliment hatte mir ›Picander‹ mal sein Buch *Die Kunst zu küssen* überreicht.

*Lasst den Mund, der küssen will, auf den Lippen grade liegen,
Dass kein Tischler Brett und Brett könnte mehr zusammen fügen.
Manche schließen sich in Armen oder sitzen in dem Schoß.
Da vergisst man Sehn und Hören, denn die Lust ist gar zu groß.
Tut es nicht vor allen Leuten, weil man gar gewöhnlich schließt,
Dass ihr es noch ärger machet, wenn sonst niemand bei euch ist.*

Seine geistlichen Vorgesetzten im Konsistorium hatten meinem Vater schon öfters nahegelegt, sich einen anderen Librettisten zu suchen, aber das war nicht so einfach. Leipzig beherbergte Drucker und Verleger genug, aber keine Dichter von Rang.

»Und was, wenn du es mal wieder mit der Zieglerin versuchst?« Anna Magdalena erinnerte ihn an deren geistliche Kantaten, die er vor etlichen Jahren vertont hatte. Und so ließ er sich von mir den Rock ausbürsten und die Perücke pu-

dern, um noch am selben Abend den Salon der Frau von Ziegler zu besuchen. Auch Anna Magdalena putzte sich mehr heraus als sonst. Doch als sie den Kindern Gute Nacht sagte, fühlte sich Regina ganz heiß an. Sofort suchte Anna Magdalena die Tücher für die Wadenwickel und zerkleinerte Senfkörner im Mörser. »Dorothea, begleite du deinen Vater, die Zieglerin freut sich genauso über dich. Ich hätte dort keine ruhige Minute, und hier komme ich auch ohne dich aus.« Entschlossen zog sie ihr schönes Fichu aus dem Ausschnitt und reichte es mir. Freudig fuhr ich in meine seidenen Schuhe mit dem Absatz.

Unten auf dem Thomaskirchhof verbreiteten die Straßenlaternen ihr angenehmes Licht. Am Markt bog mein Vater jedoch nicht nach links in Richtung Katharinenstraße ab, sondern ging weiter geradeaus, die hell erleuchtete Grimmaische Straße entlang. »Zuerst schauen wir bei Henrici vorbei.«

Dessen bescheidene Wohnung lag am Eselsplatz, fünf finstere Stiegen hoch. Vor der Tür trafen wir zu unserer Verwunderung den Verleger Breitkopf. »Herr Henrici ist gerade vom Oberpostsekretär zum Oberpostkommissar befördert worden!«

»Glückwunsch!« Aber auch uns bat Henrici nicht herein. Misstrauisch wartete er ab, was wir wollten. Neben dem wuchtigen Breitkopf wirkte er noch kleiner und schwächlicher, als er war.

»Angesichts des weiteren Besuchs will ich mal zur Sache kommen.« Breitkopf räusperte sich. »Henrici, jetzt, wo Ihr alter Verleger gestorben ist, könnten wir doch ins Geschäft kommen. Ich schlage vor, wir nehmen die zweite Auflage des zweiten Bands Ihrer Gedichte zum Anlass, auch den ersten Band in gleicher Ausstattung bei uns drucken zu lassen, sodass Ihr gesamtes Werk künftig einheitlich bei mir erscheint.«